

## Ueber die Entwicklung der christlich - römischen Hymnenpoesie

und über ihre Bedeutung für die althochdeutsche Poesie.

Mit besonderer Berücksichtigung der Evangelienharmonie Otrfrids

v. Weissenburg.

Von P. Anselm Salzer in Seitenstetten.

(Fortsetzung von: Jahrgang III., Heft IV., Seite 297.)

### 5. Verbreitung der christlich-romanischen Bildung nach Deutschland und ihr Einfluss auf die deutsche Sprache und Poesie.<sup>1)</sup>

**D**urch die Hymnenpoesie war auf den Ruinen Roms ein neuer Frühling der Poesie erblüht, als jene einzig dastehende Bewegung die Völker des Nordens und des Ostens ergriff und nach Süden führte, um dem heidnischen Weltreiche den Todesstoss zu versetzen. Die Frage, worin diese Bewegung, welche mit dem Namen «Völkerwanderung» gewöhnlich bezeichnet wird, ihren Grund hatte, wird verschieden beantwortet; die richtige Antwort ist jene, welche dieses grossartige Phaenomen der Weltgeschichte in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Christenthum bringt. Der frische, noch empfängliche Norden sollte auf den erschlafften Süden einwirken und dabei selbst der Träger und Verkünder der neuen Lehre werden. So sehen wir denn auch, dass alle Völker, welche an dieser Bewegung theilgenommen haben, bald neue christliche Staaten gründen, während die Hunnen, die das Christenthum nicht angenommen hatten, von dem Schauplatze der Geschichte verschwinden. Von den Völkern des Nordens gründen die Franken, Thüringer, Baiern und Angelsachsen bald neue christliche Reiche, während die Sachsen, Friesen und Scandinavier, die ihre Sitze nicht verlassen hatten, erst später christianisirt wurden.

Nachdem die Wogen der Völkerwanderung sich gelegt hatten, begannen die Benedictiner ihr Bekehrungswerk. Um dies zu vollenden, wurden alle im Christenthume liegenden Mittel angewendet: die Predigt wirkte auf den Verstand, die Poesie auf das Gemüth des Germanen. In letzterer Beziehung hatten die Mönche ein treffliches Vorbild in der lateinischen

<sup>1)</sup> J. Eichendorff. Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. S. 1.

Hymnenpoesie. Wenn auch anfangs die Worte dem Germanen unverständlich waren, so wirkte doch schon der melodische Klang auf das Gemüth ein. Zudem sollte auch die deutsche Sprache in den gleichen Liedern ertönen. Freilich schien dies eine dem Anscheine nach fast unausführbare Arbeit, da ja die lateinische Hymnenpoesie bereits vollendet, die Poesie des Nordens hingegen erst im Werden begriffen war. Bevor eine Nachahmung der Hymnenpoesie in deutscher Sprache stattfinden konnte, musste eine tief eingreifende Einwirkung des Christenthums vorausgehen; es musste nicht bloß die heidnische Anschauungsweise durch die christliche verdrängt, sondern auch die deutsche Sprache umgestaltet werden. Das Letztere geschah durch die Verbreitung der christlich-romanischen Bildung nach Deutschland; diese fand zunächst Boden im Frankenreiche und drang dann zu allen unter der Oberhoheit der Franken stehenden Völkern. Indem St. Bonifaz das Reich in Kirchenprovinzen eintheilte und in innige Verbindung mit Rom setzte, förderte er die Verbreitung der römischen Cultur. Der Einfluss der romanischen Cultur wurde noch vergrößert, als die fränkischen Könige die Kaiserwürde erlangten; daher bietet gerade in dieser Zeit die fränkische Sprache so grosse Veränderungen nach dem romanischen Muster. Es entstehen die verschiedenen *leges*, bei deren Abfassung für heimatliche Verhältnisse die Mönche oft erst Wörter nach dem Lateinischen bilden mussten; die christliche Lehre enthielt Begriffe, für welche in der deutschen Sprache neue Wörter nach Analogie der lateinischen geschaffen werden mussten, deutsche Worte assimilieren sich dem Klange der lateinischen u. s. w.<sup>1)</sup> Den Höhepunct erreichte der Einfluss des Romanischen durch die Gründung der *schola palatina* am Hofe Carl des Grossen. Diese wurde der Mittelpunct der auf Grundlage der romanischen Cultur geförderten wissenschaftlichen Bestrebungen, von dem aus sie über ganz Deutschland hin sich verzweigten. Merkwürdig ist, dass wir an der Spitze dieser Bestrebungen einen Mann erblicken, der die germanische Bildung mit der romanischen aufs vollkommenste in sich vereinigt hatte;<sup>1)</sup> es war

<sup>1)</sup> Vgl. die nähere Ausführung bei R. v. Raumer: Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845.

dies der Angelsachse Alkuin, qui erat in omni latitudine scripturarum supra ceteros modernorum temporum exercitatus. (Pertz. Mon. Germ. p. 731.) Dass bei diesem Einflusse des christlich-romanischen Elementes die lateinische Sprache zur Hofsprache wurde, darf uns nach dem Gesagten nicht wundern; dass aber die deutsche Sprache dennoch nicht vernachlässigt wurde, bezeugen die erhaltenen Glossarien und Interlinearversionen, sowie auch die zahlreichen Verordnungen der Bischöfe, wodurch den Geistlichen befohlen wurde in deutscher Sprache zu predigen.<sup>1)</sup> Diese Sprache wurde freilich dann oft ein Gemisch von Latein und Deutsch oder bildete sich aus deutschen Wörtern mit lateinischen Endungen; aber wir können uns dies ganz gut erklären, wenn wir bedenken, dass für die neuen Ideen des Christenthums die Worte erst gebildet werden mussten.

#### 6. Formen der ältesten deutschen Poesie und deren Umgestaltung durch die christlich-romanische Hymnenpoesie.

Nachdem die deutsche Sprache durch die romanische umgebildet und mit Wörtern bereichert worden war, konnten die Mönche daran denken, auch die deutsche Poesie der lateinischen Hymnenpoesie ähnlich zu gestalten. Dabei knüpften sie an das bei beiden Völkern Vorhandene an, soweit es eben möglich war. Zum näheren Verständnisse müssen wir jetzt die Formen der ältesten germanischen Poesie etwas betrachten.

Die arische Grundform des Verses, die wir als eine blos silbenzählende kennen gelernt haben, war bei den Griechen eine quantitierende und bei den Römern eine accentuierende und zugleich auch eine quantitierende Versform geworden. Bei den Germanen, in deren Sprache die Consonanten praevalierten, wurde die arische Versform accentuierend und es ging hierin der Deutsche viel weiter als der Römer; denn während wir in dem accentuierenden Verse der Römer neben den betonten Silben regelmässig auch unbetonte finden, welche dem Verse

---

<sup>1)</sup> Dissertatio de litterarum studiis a Carolo Magno revocatis ac schola Palatina instaurata. I. C. F. Baehr. Heidelbergae MDCCCLXV.

den Charakter der Milde verleihen, reiht der altdeutsche Vers nicht mehr Hebungen und Senkungen an einander, sondern die leichten Takttheile bald hier, bald dort auslassend und die schweren Takttheile an einander reihend, schreitet er in ehernem Schritte vorwärts. Sein Element ist der Accent, an welchen der Rhythmus, der in der Alliteration zur höchsten Energie getrieben wird, sich anschliesst.<sup>1)</sup> Das Hauptgewicht wurde auf die Wurzelsilbe gelegt und dieser alles andere untergeordnet; durch die Alliteration wurde die Betonung der Wurzelsilbe entschieden. Die Alliteration bezog sich daher nicht auf die Anfangslaute zweier Wörter überhaupt, sondern nur die Wurzelsilben, welche hervorgehoben werden sollten, wurden durch die Alliteration mit einander verbunden. Die Alliteration war, wie wir gesehen haben, auch der accentuierenden romanischen Poesie nicht fremd, aber ein wesentliches Moment der Poesie wurde sie nur bei den deutschen Völkern.

Wir betrachten jetzt das Verhältniß des germanischen Verses zum romanischen etwas näher. Die älteste Form finden wir in den nordischen Dichtungen; in diesen sehen wir zwei Strophenformen, das *fornyrdalag* und das *liodahättr*, angewendet, von denen die erstere genau dem doppelten indischen *anusthub* (Siehe S. 4), die letztere dem *Gagâtrî* entspricht. Das *fornyrdalag* besteht nämlich aus acht Kurzzeilen, hervorgegangen durch die Auflösung von vier Langzeilen; das *liodahättr* besteht aus sechs Kurzzeilen. Diese Auffassung der Strophenbildung hat zuerst E. Jessen (*Zeitschrift für deutsche Philologie* 1870. S. 114—147) durchgeführt, wogegen die meisten Germanisten auch für die Lyrik an der Langzeile festhalten und daher sagen, das *fornyrdalag* habe aus vier Langzeilen, und das *liodahättr* habe aus der Verdopplung der Verbindung einer Langzeile mit einer Kurzzeile bestanden. Wir schliessen uns für die Lyrik aus den S. 4. gesagten Gründen Jessen an und überlassen den Langvers nur dem Epos.

Den inneren Bau der Verse selbst betrachtend finden wir, dass jede Kurzzeile vier Hebungen, zwei also acht Hebungen

---

<sup>1)</sup> Westphal, *Allg. dr. Metrik* S. 239 fgg. *Vernalecken Z. f. d. ö. Gymn.* 1865. S. 414 fgg. Lachmann, *Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst.* Abhandlung der Berliner Akademie. 1832.

enthalten, genau entsprechend dem indischen Halbverse, respective Langverse. Mit Rücksicht auf die romanische Versform entspricht eine Kurzzeile dem Dimeter, wobei zu beachten ist, dass die Senkungen in der ersten meistens fehlen.

Mit den nordischen Formen stimmen auch jene überein, welche wir bei den anderen deutschen Völkern treffen. Ueberall finden wir in einer Kurzzeile vier Hebungen, die auch zu drei herabsinken können, in welchem Falle aber die vierte durch eine Pause ersetzt werden muss; der Character der Sprache bringt es mit sich, dass gewöhnlich die erste und dritte Hebung die schwersten sind und durch die Betonung vor den anderen hervorragen. Es entspricht auch

die germanische Kurzzeile  $\wedge \wedge \wedge \wedge$  genau  
dem lateinischen Dimeter  $\cup \cup \cup \cup$  |  $\cup \cup \cup \cup$ .

Je vier solcher Kurzzeilen verbinden sich zu einer Strophe; je zwei Kurzzeilen werden durch die Alliteration verbunden, die in der altdeutschen Poesie die gleiche Bedeutung hat wie der Reim in der romanischen. Der vocalische Endreim war und konnte nach dem oben Gesagten noch nicht vorhanden sein. Die Zahl der durch die Alliteration verbundenen Wurzelwörter zweier Verse konnte eine verschiedene sein; am häufigsten kehrt die Dreizahl wieder und zwar so, dass in dem einen zwei, in dem anderen aber nur ein Alliterant erscheint:

er furlêt in lante  
lutilla sitten  
prût in bûre  
barn unwahsan.<sup>1)</sup>

Es können aber auch in jedem Verse zwei Alliteranten sein:

bên zi bêna  
bluod zi bluoda.<sup>2)</sup>

Die Senkungen konnten ganz fehlen und durften niemals zweisilbig sein; dieses Gesetz wurde von allen althochdeutschen

<sup>1)</sup> Hildebrandslied bei Osc. Schade. Altd. Lesebuch. Halle 1862. S. 5; V. Wackernagl Altd. Lesebuch, 2. Auflage, S. 63. Versuch einer strophischen Abtheilung v. W. Müller in Hpts. Ztschr. 3, 449.

<sup>2)</sup> Osc. Schade Altd. Lesebuch S. 4. W. Wackernagl Altd. Lesebuch, 4. Auflage, S. 20.

Dichtern strenge beobachtet und wenn die Senkung zweisilbig auftritt, so durfte sie doch nur einsilbig gelesen werden. Um aber doch den Takt, der ja ein bestimmtes Zeitmass für seine Theile erfordert, beobachten zu können, wurden die fehlenden Senkungen durch Pausen ersetzt, was um so leichter möglich war, da man sich diese Lieder vom Saitenspiel begleitet denken muss.<sup>1)</sup>

Uebereinstimmend also waren, wie die gegebene Uebersicht gezeigt hat, die christlich-lateinische Hymnenpoesie und die germanische Poesie in dem Bau des Verses und der Strophen; abweichend aber waren sie in der Beobachtung der auf die Hebungen folgenden Senkungen und in der Verbindung der Verse. Gerade in dieser letzteren Beziehung wichen sie ganz von einander ab, da ja der germanischen Poesie beim Auftreten des Christenthums in Deutschland der Endreim noch vollständig fehlte. Daher waren die Mönche vor allem bemüht auch den Reim, der ihnen aus der Hymnenpoesie geläufig war, in die deutsche Poesie einzuführen. Hiezu wurden sie aber nicht bloß durch aesthetische Gründe geleitet, sondern ganz besonders von dem höheren Zwecke, durch Entfernung der Alliteration ein gewaltiges Förderungsmittel der heidnischen Poesie zu entfernen.<sup>2)</sup> Sie erkannten recht wohl, wie innig die Alliteration mit dem Heidenthume verwachsen war. An die Alliteration knüpfte sich die Namengebung der Sage; es alliterieren z. B. in den ältesten Gedichten die Namen der ersten Menschen Ingo, Isgo, Irmino;<sup>3)</sup> in der altnordischen Sage alliterieren die Namen der drei ersten Götter, dann die des ersten Mannes und Weibes; in den angelsächsischen Gedichten lauten auf gleiche Weise an :

<sup>1)</sup> Westphal, Allg. Metr. S. 242.

<sup>2)</sup> Dass die Alliteration nicht ganz entfernt werden konnte, war natürlich da sie ja im Wesen der Sprache begründet ist; es war dies auch nicht die Absicht der Mönche, sondern nur beschränkt sollte ihr Gebrauch werden, insbesondere dort, wo sie religiöse Gegenstände damit verband. Ueber das Verkommen der Alliteration im Mhd. vergleiche I. V. Zingerle: Die Alliteration bei mittelhochdeutschen Dichtern. Wien 1861. Vgl. auch I. Schneider: Systematische und geschichtliche Darstellung der deutschen Verskunst von ihrem Ursprunge bis auf die neuere Zeit. Tübingen 1861.

<sup>3)</sup> Die Alliteration war nicht auf die Consonanten beschränkt, sondern es können, und zwar in ausgedehnter Weise, auch Vocale alliterieren. Den Grund hiefür glaubt Rapp (Physiologie der Sprache I. S. 213) in dem den Vocalen ursprünglich beigegebenen spiritus lenis zu finden.

Hengest und Horsa, Scyld und Sceáf, Finn und Folcwald, Freodhvald und Freavine; im Beowulf finden sich alliterierend Healfdene, Heorogâr, Hrôdgar, Halga; ferner in der *lex Burgundorum* werden zusammengestellt: Gibicam, Godomarem, Gislaharium, Gundaharium. Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie die Alliteration verwendet wurde, um gerade die in der heidnischen Religion am öftesten wiederkehrenden Namen zusammenzustellen, um sie dadurch desto inniger hervorzuheben und zu verbinden.

Wollten die Bekehrungs-Apostel in ihrem Streben die Alliteration zu entfernen auf sicheren Erfolg rechnen, so mussten sie den Germanen etwas Besseres bieten, um nicht durch den Angriff auf eine Form, mit der die deutsche Nation ihre heiligsten Interessen verknüpft hatte, tief zu verletzen. Dieses Bessere aber war der Endreim, der aus der lateinischen Hymnenpoesie auch dem Volke nicht mehr unbekannt war. Dass die lateinischen Hymnen nicht nur das Gesangbuch des Clerus bildeten, sondern auch vom Volke theilweise wenigstens gesungen wurden, dürfen wir aus dem Umstande schliessen, dass in den aus jener Zeit erhaltenen Schriftdenkmälern die Hymnen nächst der heil. Schrift das am öftesten glossierte Werk bilden. Raumer führt a. a. O. S. 102 fgg. zahlreiche solcher Glossarien aus der ältesten Zeit an; auch die von J. Grimm herausgegebene Uebersetzung von 26 Hymnen,<sup>1)</sup> die dem achten Jahrhundert angehört, weist auf die Verbreitung der Hymnen in Deutschland im siebenten und achten Jahrhundert hin.

Unterstützt in ihrem Streben wurden die Mönche durch ein Moment, das im Wesen der Alliteration selber lag; die alliterierende Poesie nämlich erwies sich einer weiteren, freien Entwicklung unfähig. Durch die Alliteration war der Dichter an wenige Formeln gebunden,<sup>1)</sup> die durch den stets sich wieder-

1) *Hymnorum veteris ecclesiae XXVI. interpretatio theodisca nunc primum edita* a Jac. Grimm. Göttingae 1840. Beachte auch Kehrein a. a. O. Uebersetzung von 113 lateinischen Hymnen aus dem zwölften Jahrhundert.

2) Weinhold hat in seinem *specilegium formularum* (Hallis MDCCCXLVII.) alle alliterierenden Dichtungen verglichen und dann die allen gemeinsamen Formeln zusammengestellt. Ihre Anzahl ist eine sehr geringe: *Carmina nostra epica formis quibusdam communibus utuntur, a memoria populi armentario allatis; ossa quasi nervique a poetis singulis muscalis tantum velanda formulae epicae totam Germanorum poesin antiquissimam implent.* Einleitung p. 1.

holenden Gebrauch allmählich ermüden mussten. Mit der Betonung des Einzelbegriffes entstanden die Zusammenstellungen ähnlicher Begriffe, Beiwörter, Beschreibungen, Bilder und Gegensätze, so dass es schliesslich nur mehr ein Kunststück wurde, die Prosa durch Anwendung solcher poetischen Bezeichnungen, die im Norden Kenninger hiessen, in Poesie umzusetzen.<sup>1)</sup>

Diese Art zu dichten, welche im Einzelnen, wenn nämlich dem Dichter ein grosser Reichthum solcher Formeln zu Gebote stand, immer anziehend ist, konnte nicht fortbestehen, ohne hemmend für die Poesie zu werden. Die Alliterationspoesie hatte ihre Periode durchlaufen und wenn ihr nicht von irgend einer Seite her ein neues, lebenskräftiges Element zugeführt worden wäre, so würde die deutsche Poesie auf ein kleines Gebiet von «Antithesen und tautologischen Redensarten» sich bald beschränkt gesehen haben.

Dieses neue Element war der aus den Vocalen gebildete Endreim der Hymnenpoesie. Als durch den Einfluss der christlich-romanischen Cultur die deutsche Sprache bereits prosodisch gebaut war<sup>2)</sup> und das Wesen der germanischen Poesie selbst ein neues Element verlangte, konnten die Bekehrer Deutschlands es wagen, allmählich den Reim in die deutsche Poesie einzuführen.

Wie und wo der Endreim in der deutschen Poesie zuerst auftrat, wird uns in dem Folgenden beschäftigen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. in K. Lachmanns «Kleine Schriften zur deutschen Philologie». Herausg. v. K. Müllenhoff 1876. I. Die Abhandlungen: Ueber Otfrid; Alliteration; über das Hildebrandslied.

<sup>2)</sup> J. Grimm: Grammatik I. Auflage. Vorrede XXXV. «Die sprache füllte bereits ihre fugen mit vorsetzsilben, artikeln und andern bestimmungswörtern; dadurch wurde der unmittelbare anlaut der wurzel abgeschwächt, die reimsilben aus einander gerückt und eine dehnung herbeigeführt, für welche das band der reimstäbe nicht mehr ausreichend war.» Vgl. auch W. Wackernagel Literaturg. 2. Auflage, 1879, S. 59.

<sup>3)</sup> Schön sagt Uhland a. a. O. S. 82 über den Einfluss der Hymnenpoesie auf die deutsche Sprache und Poesie: «Der geistige Inhalt musste diese Umbildung der Sprache fördern, die jetzt Gegenstand des inneren Lebens geworden, ihr unmittelbaren und bestimmten Ausdruck geben sollte. Die kräftigen Anlaute des heroischen Gesanges traten mit den Anschauungen, denen sie dienten, in den Hintergrund; sie liegen nicht im Bereich der neu eröffneten übersinnlichen Welt; die Klänge von Schwertern und Schildern, welche der altgewohnte Stabreim versinnlichte, verhalten vor der Botschaft des Friedens. Das Bedürfnis eines milderen Ausdrucks, die Empfänglichkeit für eine neue Form war vorhanden und es war natürlich diejenige zu ergreifen, welche mit der neuen Lehre zugleich sich bot. Die Endungen der deutschen Worte hatten noch etwas vom Gewichte der ursprünglichen Bedeutung und eigneten sich daher umso besser für die Aufnahme des Schlussreims.»

## Zweiter Theil.

### 1. Die ältesten unter dem Einflusse der Hymnen-Poesie entstandenen kleineren Denkmäler der deutschen Poesie.

Die vorausgegangene Darlegung über die langjährige Einwirkung des romanischen Elementes auf die deutsche Poesie macht es erklärbar, dass dieser fremde Einfluss bald sich gezeigt haben wird. Es wäre gewiss sehr interessant zu beobachten, wie sich dieser Aenderungsprocess in der deutschen Poesie allmählich vollzogen hat. Leider können wir dies nicht in der gewünschten Weise beobachten, da uns aus jenen Jahrhunderten nur wenige Lieder erhalten sind; doch auch diese wenigen Denkmäler reichen hin, um unsere Ansicht zu beweisen, dass sich nur unter dem Einflusse des christlich-romanischen Elementes die Form der deutschen Poesie geändert hat.

Während in den heidnischen Zaubersprüchen über die Fesseln eines Kriegs-Gefangenen und über den verrenkten Fuss eines Pferdes die Alliteration noch unbeschränkt herrscht,<sup>1)</sup> sehen wir in dem Hildebrandsliede, das wahrscheinlich im achten Jahrhunderte entstanden ist und später von Geistlichen aufgezeichnet wurde, bereits Anklänge an die christlich-romanische Hymnenpoesie in dem Auftreten einzelner Endreime. Es reimen nämlich folgende Verse:

16. dat sagetun mi  
ûserê liuti.

23. arbëô laosa hër haet  
ostar hina dêt.

59. in sus hêremo man  
hrustî giwinnan.

61. der sî doh nu argôsto  
ôstarliutô.

70. untî im irô lintûn  
luttîlô wurtun.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Der Reim im ersten Mersener Zauberspruche: wigandun: hapt bandun, ist gewiss nur zufällig entstanden und beweist daher nicht das Vorkommen des Endreims vor dem Einflusse der christl.-rom. Hymnenpoesie. Das Gleiche gilt von der Verbindung: enteô ni wenteô im Wessobrunner Gebet. W. Wackernagel hat Z. f. d. Ph. 1869. S. 303 nachgewiesen, dass die Anwendung solcher gereimten gleichlautenden oder nahe verwandten Begriffe erst im 12. Jahrhundert vorkommt und dass ihr früheres Auftreten als etwas rein Zufälliges anzusehen sei.

<sup>2)</sup> Der Text, nicht aber die Verseabtheilung, ist nach Osc. Schade: Alt deutsches Lesebuch. Halle 1862. S. 4.

Das Muspilli, dessen Haupttendenz als eine entschieden christliche zu bezeichnen ist, zeigt uns den letzten Versuch der Alliteration, ihre Herrschaft gegen den Endreim zu behaupten. Wir begegnen den Reimzeilen:

- |   |   |
|---|---|
| 7. Za uuederemo herie<br>si gihalôt uuerdê.                           | 62. ni uueiz mit uuiu puoze<br>sâr verit si za uuîze. |
| 28. uuânit sih kinâda<br>diu uuêmaga sêla.                            | 80. denne varant engilâ<br>uper diô marhâ.            |
| 61. diu marha ist farprunnan<br>diu sêla stêt bidungan. <sup>1)</sup> |   |

Schnell muss sich der Reim am Ende des achten und im Anfange des neunten Jahrhunderts weiter gebildet haben; denn sonst wäre es nicht möglich gewesen, dass ihn Otfrid, Benedictiner von Weissenburg, in seiner Evangelien-Harmonie, einem doch so ausgedehnten Gedichte, hätte durchführen können.

## 2. Otfrids von Weissenburg Evangelien-Harmonie in ihrem Verhältniss zur Hymnenpoesie.

Otfrids Evangelien-Harmonie wurde im Jahre 867 oder 868 vollendet; <sup>2)</sup> in dieser sehen wir die Einflüsse der christlich-romanischen Hymnenpoesie in ihrer allmählichen Eijnwirkung zum ersten Male in einem grösseren Werke durchgeführt und es wird daher gewiss von allgemeinem Interesse sein, diesen Einflüssen nachzuspüren und auch die anderen Gründe heranzuziehen, welche, wenn gleich nicht im Werke selbst liegend, dennoch ihrer Natur nach unsere Ansicht bestätigen, dass wir in der Evangelien-Harmonie Otfrids eine Frucht der christlich-lateinischen Hymnenpoesie vor uns haben.

Die Frage, ob Otfrid sein Evangelienbuch in vierzeiligen Strophen nach Art der christlich-lateinischen Hymnen geschrieben habe, oder ob man in seiner Dichtung die Abtheilung nach Langzeilen, deren je zwei eine Strophe bilden, annehmen müsse, hat unter den Forschern auf dem Gebiete der deutschen Literatur die verschiedenste Lösung gefunden. Während für die

<sup>1)</sup> Osc. Schade: Altd. Lesebuch, S. 32.

<sup>2)</sup> Kelle. Otfrid I. S. 28.

zuerst genannte Ansicht nur W. und Ph. Wackernagel,<sup>1)</sup> Stade, Docen<sup>2)</sup> und Hagen<sup>3)</sup> eintreten, wird die zweite von den meisten neueren Germanisten vertreten. Daher erscheint Otfrid's Evangelienbuch in den neueren Ausgaben meist nach Langzeilen abgetheilt. Jede der beiden Parteien bringt zur Vertheidigung ihrer Ansicht die verschiedensten Gründe vor; doch stimmen sie darin überein, dass jede den gleichen Bau des Otfrid'schen Verses annimmt, nämlich vier Hebungen in jeder Kurzzeile, beziehungsweise Halbzeile, also acht Hebungen in einem Reimpaare oder in der Langzeile. Consequent erklärt die für die Langzeile eintretende Partei die Reime als Binnenreime, während die andere sie als das natürliche Verbindungsmittel zweier Kurzzeilen ansieht. An dieses bei Otfrid zum ersten Male in einer grösseren Dichtung auftretende Element in der deutschen Poesie knüpfen sich dann wieder verschiedene Vermuthungen; während nämlich jene, welche mit Wackernagel Kurzzeilen annehmen, den Reim als einen Einfluss der Hymnenpoesie betrachten, erkennen jene, welche die Langzeilen annehmen, in dem Reime ein Product der nordischen Alliterationspoesie oder eine Folge natürlicher Weiterbildung der deutschen Poesie.

Wenn wir nun daran gehen, Wackernagels Ansicht<sup>4)</sup> nachzuweisen, so müssen wir also eine doppelte Frage beantworten:

I. Hat Otfrid seine Evangelienharmonie in vierzeiligen oder in zweizeiligen Strophen geschrieben? und

II. Woher und wie kam der Endreim in Otfrid's Evangelienbuch?

Bei Beantwortung dieser Fragen wird es natürlich oft nöthig sein, auf das im I. Theile unserer Abhandlung Gesagte zurückzuweisen und es werden auch manche Wiederholungen kaum zu vermeiden sein.

---

<sup>1)</sup> W. Wackernagel D. Lg. 2. A. 1879. S. 30. P. Wackernagel. Das deutsche Kirchenlied I.

<sup>2)</sup> Miscellaneen I. S. 4.

<sup>3)</sup> Museum f. altd. Lit. II. B. S. 1. fgg.

<sup>4)</sup> W. Wackernagel. Kleinere Schriften II. B. 1873.

## A.

Ich behaupte mit Wackernagel: Otfrid hat seine Evangelienharmonie in vierzeiligen Strophen nach Art der lateinischen Hymnen geschrieben.<sup>1)</sup>

a) Vor allem ist es nothwendig sich darüber klar zu werden, zu welchem Zwecke Otfrid sein Buch geschrieben habe, da er ja gewiss dem Zwecke entsprechend auch die Form gewählt haben wird. Otfrid selbst gibt uns die Antwort: *Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum eorumque sanctitatem laicorum cantus inquietaret obscenus, a quibusdam rogatus . . . partem euangeliorum eis theodisce conscriberem, ut aliquantulum huius cantus lectionis ludum saecularium vocum deleret, et in euangeliorum propria lingua occupati dulcedine, sonum inutilium rerum noverint declinare.* (Ad Liutb. 5—14). Otfrids Evangelienbuch sollte also eine Gegengabe werden für die ausgelassenen weltlichen Lieder. Dass solche Lieder vom Volke gesungen wurden, wird uns aus mehreren Quellen berichtet. Diese Lieder waren entweder Heldenlieder oder *cantiunculae obscenae*; gegen beide Arten sollte Otfrids Buch gerichtet sein. Es ist nun natürlich, dass Otfrid, soweit es möglich war, die Form der zu verdrängenden Gedichte beizubehalten suchte, um so durch Anschluss an das Vorhandene desto leichter dem Neuen Eingang zu verschaffen.

Welche Form hatten denn diese alten Heldenlieder und jene *cantiunculae obscenae*? Auf dem Wege der Analogie und Vermuthung, welcher uns nach dem Verluste der meisten jener Lieder allein noch übrig bleibt, dürfen wir annehmen, dass die ältesten germanischen Lieder in vierzeiligen Strophen gesungen worden sind. Die Volkslieder aller indogermanischen Völker sind vierzeilig, da sie alle, wie wir früher gesehen haben, aus derselben indischen Strophenform, dem *anusthuleh*, hervorgegangen sind. Diese aus zwei Langzeilen bestehende Strophenform erschien bereits bei den Indern als eine durch Versbau und logische Abgrenzung des Gedankens bestimmte vierzeilige Strophe. Sowie sich nun bei den Römern aus dieser Grundform durch Vermittlung des Saturnius das römische vierzeilige Volkslied und aus diesem die

<sup>1)</sup> Die im Folgenden angegebenen Beispiele aus Otfrid sind citirt nach Kelles Ausgabe. Otfrids von Weissenburg Evangelienbuch. I. Regensburg 1856.

Hymnen entwickelt haben, so wird gewiss auch bei dem deutschen Bruderstamme die vierzeilige Strophe die Grundform geworden sein für die ältesten Lieder. «Es sind doch,» sagt daher ganz treffend F. Wolf,<sup>1)</sup> die kürzeren Verse mehr zum Singen geeignet und kann man wohl zweifeln, nach Analogie der späteren echten Volksballaden, dass auch die ältesten erzählenden Volksgesänge mehr lyrisch als rein episch waren, und daher kürzere, singbarere, dem Gedächtnis leichter einzuprägende den langathmigen mehr zum Recitieren geneigteren vorziehen mussten?»

In vierzeiligen Strophen also waren die Lieder verfasst, welche Otfrid verdrängen wollte; jene Lieder aber, welche Otfrid als Mönch aus dem Psallieren gar wohl kannte, die Hymnen nämlich, waren auch auf gleiche Weise gebaut, mit dem einzigen Unterschied, dass die Hymnen, die in einer prosodisch vollendeten Sprache geschrieben waren, sich in harmonischen, Hebung an Senkung regelmässig reihenden Klängen bewegten, während in den germanischen Liedern die Natur der Sprache die regelmässige Aufeinanderfolge von Hebung und Senkung noch hinderte. Was lag nun da näher, als dass Otfrid dem Volke für seine weltlichen heilige, nach dem Muster der Hymnen verfasste Lieder zu geben sich bemühte? Die Form war der Hauptsache nach dem Volke nicht fremd; sie wurde jetzt nur veredelt unter christlich-romanischem Einflusse ihm vorgeführt. Gerne nahm er sie daher auf und führte so auch die neue Lehre seinem Gemüthe zu, nachdem die Predigt im Verstande bereits vorgearbeitet hatte. So wurde für Otfrid die Einführung der neuen Lieder ein wichtiges Mittel zur Befestigung der christlichen Lehre in Deutschland.

b) Mit der eben besprochenen Annahme hängt innig die Beantwortung einer zweiten, für die Vertheidigung unserer Ansicht sehr entscheidenden Frage zusammen: ob nämlich Otfrid ein Lehrgedicht oder ein lyrisches Gedicht schreiben wollte. Die Vertheidiger der zweizeiligen Strophen nehmen consequent an, dass Otfrid's Evangelienharmonie mit den anderen germanischen Epen auf gleiche Linie zu setzen sei, und finden eben hierin einen Hauptgrund für die von ihnen angenommene Langzeile.

<sup>1)</sup> F. Wolf: Ueber die Lais. S. 166. ff.

Hierin weiche ich von der vorgelegten Meinung ganz ab; ich glaube nämlich, dass Otfrid für seinen Zweck die christlichen Lehren zur Sache des Herzens zu machen, nicht so sehr die rein epische, als vielmehr die lyrisch-didaktische Form wählen musste. Dass Otfrid auch wirklich diese Form und diesen Character seines Werkes intendirte, finde ich darin ausgesprochen, dass er es zum Singen und zum Sagen bestimmte. Das didaktische Element wird sehr oft von den Germanisten besprochen, das lyrische hingegen findet nicht viel Beachtung und doch gibt uns gerade dieses den besten Fingerzeig, wo wir die dem Otfrid vorgeschwebte Form seines Gedichtes zu suchen haben.

Dass Otfrid's Dichtung gleich den Hymnen zum Singen in- und ausserhalb der Kirche bestimmt war, geht ausser der Abtheilung in Capitel und auch aus Otfrid's Worten hervor: *ut aliquantum huius cantus lectionis ludum saecularium vocum deleret.* (Ad Liutb. II. 12.) Hier und an vielen anderen Stellen nennt er sein Gedicht einen *cantus*; in der Einleitung sagt er nach der Auseinandersetzung der Gründe, die ihn bewogen haben, sein Gedicht in deutscher Sprache zu schreiben, von seinen lieben Franken:

Tház sie thes beginnen,  
iz úzana gisingen,  
ioh sie iz ouh irfüllen  
mit mihilemo unillen.

Mit dem Worte *thas* bezeichnet Otfrid die heil. Schrift, welche seine Bücher den Franken erzählen sollen. Hierauf drückt er bestimmt seine Absicht aus, den Franken christliche Lieder geben zu wollen:

Thaz sie nie uuesen éino  
thes selben adeilo  
ni man in íro gizunge  
Kristes lób sungi. O. I I, 115—118.

Der lyrische Character des Otfrid'schen Gedichtes lässt sich auch aus der Form und aus dem Inhalté einzelner Abschnitte unzweifelhaft erschliessen. Allerdings ist diese Lyrik verschieden von der modernen, aber sie entsprach dem Inhalte und dem Zwecke, der Otfrid vorgeschwebt war. Man lese die wunderbar gegebene Schilderung der Mutterzucht und Mutterliebe und deren

Vergleichung mit der Gottesliebe (O. III 1, 31 fgg.), oder jene Stellen des Gedichtes, in denen Bilder von der Frauenminne benützt werden, um die Freuden an Gott und das sehrende Verlangen nach ihm darzustellen (O. V 11, 29 fgg. 5, 23. 35), und man wird glauben, Hymnen der Kirche in altdeutscher Uebersetzung zu hören.

Diese lyrischen Abschnitte, welchen noch die bewegte und erhabene Darstellung der himmlischen Seligkeit (O. I. 18, 25), die Sehnsucht nach dem Himmel, das Loblied auf die Heimat (O. I 1, 59—110) etc. beigezählt werden könnten, weisen bestimmt auf die vierzeiligen Strophen hin, in denen die Hymnen geschrieben waren und mit denen sie, wie wir unter f) sehen werden, sogar den iambischen Rythmus öfters gemeinsam haben. Mit dem lyrischen Character der genannten Abschnitte ist die epische Langzeile ganz unvereinbar. Man könnte einwenden, dass auch die nur erzählenden Theile des Gedichtes in demselben Versmasse geschrieben seien, wie die lyrischen und dass man daher auch für die epischen Theile die Kurzzeilen annehmen müsse. Ich trage kein Bedenken dies Letztere zu behaupten und fühle mich dazu berechtigt durch die übereinstimmende Gleichheit des Characters der Hymnen mit dem der Evangelienharmonie Otfrid's. Sehr oft begegnet uns in den Hymnen der Uebergang des Epischen ins Lyrische oder ins Lyrisch-Didaktische. Es wird das Leben eines Heiligen erzählt und daran dann eine lyrische Strophe gereiht; um dadurch die durch das Leben des Heiligen vorgetragene Lehre zur Herzenssache zu machen. Hiebei wird aber der Versbau nicht geändert, beide Theile erscheinen in iambischen Dimetern; es war dies auch nicht nothwendig, da ja Lyrik und Epik leicht in einander übergangen. Wenden wir dies auf Otfrid an, so finden wir, dass auch er gleich den Hymnendichtern nicht nur belehren, sondern auch für die Lehre durch Lieder begeistern wollte und dass er daher gewiss solche lyrisch-didaktische Hymnen nachgeahmt haben wird. Wie nun diese eine Gleichheit im Versbau in allen Theilen zeigen, so hat Otfrid die für die lyrischen Theile naturgemäss passenden Kurzzeilen auch auf die epischen ausgedehnt. Wenn sich nun so die einzelnen Abschnitte des Otfrid'schen Gedichtes als zusammenhängende lyrisch-didaktische

Hymnen darstellen, wie soll man das Ganze bezeichnen? Ein Epos gleich den Nibelungen, der Kudrun und anderen kann ich es aus den angeführten Gründen nicht nennen; ich möchte es vielmehr als ein lyrisch-didaktisches Epos bezeichnen, das sowohl zum Singen als auch zum Sagen bestimmt war.

c) Wenn man die Langzeile in dem Otfrid'schen Gedichte annimmt, wie ist dann der Reim aufzufassen? Wie ich bereits angedeutet habe, sind die Erklärer oft von einander bedeutend abgewichen. Bald hat man den Mittelreim für einen Ersatz des Einschnittes im alliterierenden Langverse gehalten, bald hat man in den Mittelreimen eine Nachahmung der leoninischen Reime erkennen wollen u. s. w., ohne dass jedoch die eine oder die andere Ansicht vollständig befriedigt hätte. Auch als die Grundlage des Nibelungenverses wurde die Otfrid'sche Langzeile, respective zwei Kurzzeilen, angesehen und erklärt.<sup>1)</sup> Doch wie ist in diesem Falle das Aufgeben des Mittelreimes und die Verlegung an's Ende hin zu erklären? Selbst J. Grimm scheint sich hierüber nicht ganz klar geworden zu sein; denn nachdem er den Ursprung des Nibelungenverses aus der Otfrid'schen Langzeile nachzuweisen versucht hat, sagt er: «Wer der äusseren Veränderung des Epos (vom Walthariliede an) bis zum Schlusse des 12. Jahrhunderts, weil die Quelle versiegt ist, am meisten nachspüren will, hat zweierlei anzuschlagen: die Minderung der Langzeile um zwei Hebungen und die Verlegung des Reims aus der Caesur.»<sup>2)</sup> Auch Simrock kann dieses Problem nicht lösen. «Ein grosses Problem bleibt zu lösen: Wie drang der Reim in die Strophe, um Langzeile mit Langzeile zu verbinden?»<sup>3)</sup> Simrock konnte, wie wir gleich sehen werden, das Problem nicht lösen, da auch er die Otfrid'schen Reime als Mittelreime

<sup>1)</sup> W. Gmll (Der Vers von vier Hebungen und die Langzeile. Pf. Germ. 1874.) gibt zu, dass Otfrid den Reim aus der Hymnenpoesie genommen habe, sucht aber im Folgenden die Ansicht zu widerlegen, dass Otfrid auch in Bezug auf das Metrum die Hymnen nachgeahmt habe, «obschon seine Strophe von zwei Langzeilen — dass er solche Strophen hatte, steht ja durch die Initialen des Widmungsgedichtes fest — den vierzeiligen Strophen der Hymnenpoesie entsprechen.» S. 41. fgg.

<sup>2)</sup> J. Grimm u. Schmeller: Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts. Göttingen 1838. p. XXXIX.

<sup>3)</sup> Simrock: Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung. Bonn 1858. S. 83.

und daher zwei Kurzzeilen als Langzeile betrachtete. «Wo in der alliterierenden Dichtung der Reim auftrat, da band er nur eine Hälfte der Langzeile mit der anderen, und diese Weise der Bindung sehen wir auch bei Otfrid und seinen Nachfolgern fortgesetzt . . . die Entstehung der anderen Weise, welche Langzeile mit Langzeile bindet, haben wir nirgends zu belauschen Gelegenheit; sie ist plötzlich und wir wissen nicht, woher gekommen.<sup>1)</sup>

(Fortsetzung folgt.)

## Beiträge zur Geschichte des ehemal. Benedictiner-Stiftes Mondsee in Ober-Oesterreich.

Von Prof. Dr. Otto Schmid in Linz.

(Fortsetzung von Jahrgang III. Heft IV. S. 283—296.)



Wolfgang Haberl, der 54. Abt Mondsee's und ein sehr tüchtiger Vorsteher seines Hauses, unter dessen zweiundzwanzigjähriger Regierung 15 in Mondsee die Profess ablegten, starb an der damals im Mondsee'schen Gebiete sehr heftig grassierenden Pest im Jahre 1521. Wir sind nun bereits in eine Periode eingetreten, welche für den Bestand der Klöster sehr gefährlich wurde, in das Zeitalter der Reformation. Hinsichtlich des Auftretens des Lutherthums in Oberösterreich überhaupt möchten wir zwei Epochen unterscheiden, in deren ersterer der Protestantismus allerdings viele Anhänger in den Städten und unter dem Adel gewann, die Neigung zum Priester- und namentlich zum Ordenstand bedeutend erkaltete, so dass die Klöster von selbst dem Absterben zu verfallen drohten. Von dieser Epoche unterscheidet sich aber gewaltig die spätere Zeit des 16. Jahrhunderts, in welcher seit der Regierung Kaiser Maximilians II. besonders offen mit Gewalt gegen die katholische Kirche und ihre Einrichtungen vorgegangen wurde, Adelige und städtische Behörden um kaiserliche Befehle sich wenig kümmerten und ihre Unterthanen mit Zwang unter Luthers Lehre beugten. Wir hätten für diese Auffassung zahlreiche Beispiele aus der Kirchengeschichte Oberösterreichs in diesem Zeitraume zum Belege, kehren aber nach dieser allgemeinen

<sup>1)</sup> Ebdas.